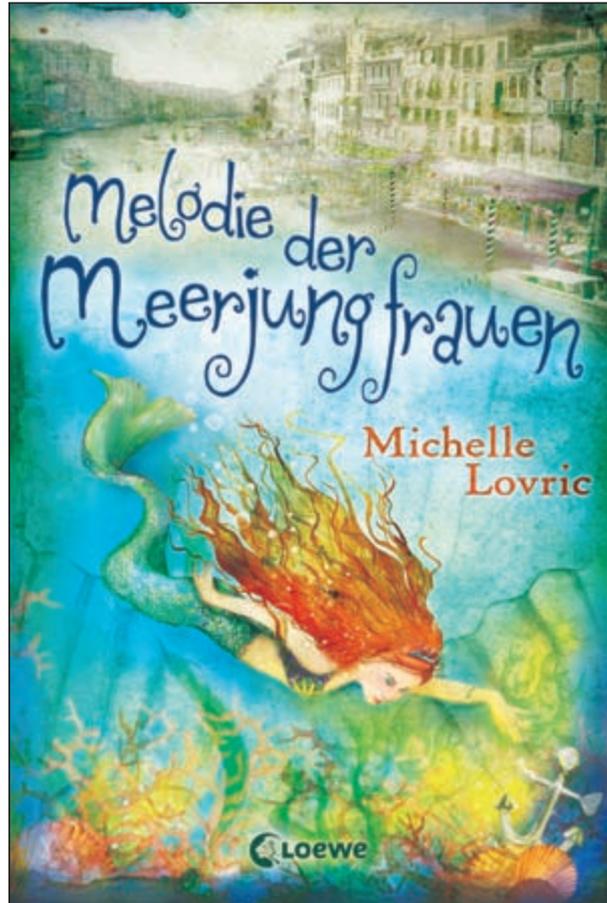




Unverkäufliche Leseprobe

**Michelle Lovric**  
**Melodie der Meerjungfrauen**



übersetzt von Barbara Abedi  
15,0 x 22,0 cm, Hardcover  
512 Seiten, ab 12 Jahren, Januar 2010  
18,90 EUR [D]  
19,50 EUR [A], CHF 32,90  
ISBN: 978-3-7855-6870-5  
[www.loewe-verlag.de](http://www.loewe-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© 2010 Loewe Verlag, Bindlach



Am Morgen des 3. Juni 1899

Teo hätte vor Erleichterung weinen können, als sie endlich die Marmorbögen der Rialto-Brücke vor sich sah. Das Hotel war ganz in der Nähe und damit auch ihre Eltern, ein heißes Bad, etwas zu essen, Sicherheit und Normalität.

Halb stolperte sie, halb rannte sie die letzten Meter durch die schmale Gasse, die zum Hotel führte, bis sie die Treppe zur Rezeption erreichte.

Der Hoteldirektor blickte nicht auf, als Teo auf ihn zukam. Stattdessen krümmte er sich über seiner Zeitung zusammen und legte die Arme um sich, als ob er plötzlich einen kalten Luftzug verspürte. Teo erblickte ihr Foto auf der Titelseite. Dank ihrer Fähigkeit, verkehrt herum lesen zu können, entzifferte sie die Überschrift: KEINE SPUR DES VERMISSTEN MÄDCHENS.

»Oh doch!«, rief Teo fröhlich. »Sind meine Eltern da?«

Der Hoteldirektor ignorierte sie und zog sein Jackett an.

»Sind meine Eltern nicht da?«, fragte Teo und: »Ist Ihnen nicht schrecklich heiß, *Signore?*«

Der Mann tat so, als wäre sie überhaupt nicht anwesend.

»Ich vermute, dass nicht jeder Kinder mag«, bemerkte Teo spitz, »trotzdem ist es unhöflich, auf eine Frage nicht zu antworten. Selbst wenn sie von einem Kind kommt.«

Der Hoteldirektor hielt sich die Zeitung vors Gesicht, sodass er Teo nicht mehr sehen konnte. 3. Juni stand oben auf der Seite.

Teo rannte die Treppe hinauf und hämmerte gegen die Zimmertür ihrer Eltern. Ihr Herz klopfte bis zum Hals, als sie ihre Mutter drinnen schluchzen hörte. Ihr Vater sprach mit leiser, tröstender Stimme auf sie ein.

Sie schienen ihr lautes Klopfen nicht zu hören, sodass Teo einfach hineinging.

»Macht euch keine Sorgen, ich bin wieder da!«, trällerte sie fröhlich. »Alles ist in bester Ordnung!«

Ihre Eltern taten, als hätten sie Teo weder gesehen noch gehört. Teo fuhr zusammen, als sie einen Brustolon im Zimmer entdeckte. Er stand mit finsterem Gesicht in einer Ecke neben den Koffern ihrer Eltern und roch stark nach Farbe.

»Bitte mach die Tür zu, Alberto«, bat die Mutter inständig. »Sie muss bei diesem kalten Luftzug aufgegangen sein. Wo kommt der überhaupt her, in dieser Hitze?« Sie fuhr sich mit dem Taschentuch übers Gesicht.

Teo rannte zu ihrer Mutter und fiel vor ihr auf die Knie. Sie legte den Kopf in den Schoß ihrer Mutter und umklammerte ihre Beine. Sie legte die Wange auf die warme Seide ihres Rocks. Er duftete nach Seife und Parfum und nach einer Spur Formaldehyd und nach – zu Hause.

»Alles ist gut!«, rief Teo und ihre Stimme brach fast vor lauter Rührung. »Du kannst aufhören zu weinen.«

Aber ihre Mutter starrte nur blicklos über Teos Kopf hinweg und eine neue Träne rann über ihr Gesicht.

Teo sprang auf und zerrte am Jackett ihres Vaters. »Aber ich bin doch *hier!*«

Seine Stimme war ausdruckslos. »Wie ich bereits sagte – wir hätten gar nicht erst nach Venedig kommen sollen. Irgendetwas stimmt hier nicht und es ist nicht nur das Wasser.« Er wandte sich dem Brustolon zu und trat mit voller Wucht gegen ihn. Der Gesichtsausdruck der Statue zeigte deutlich, was sie von dieser Misshandlung hielt. Teo zitterte und dachte an den Brustolon im Krankenhaus. Dieser jedoch blieb regungslos. Einen Moment lang traf ein Sonnenstrahl auf seine Elfenbein角度n, dann war sein Gesicht wieder ausdruckslos.

Teos Mutter schluchzte: »Das Nichtwissen ist das Schlimmste. Ob sie tot ist oder am Leben.«

»Tot oder am Leben?«, protestierte Teo.

»Und Maria ist ganz sicher, dass sie unsere Teodora nicht gesehen hat?«

»Sie schwört, dass sie nichts weiß, Alberto. Warum sollte sie uns anlügen?«

»Maria lügt, sobald sie den Mund aufmacht«, wandte Teo ein. »Was ist mit mir? Schau mich an, Mamma!«

»Wenn wir doch nie in diese Buchhandlung gegangen wären«, seufzte Teos Vater.

»Wenn und wären!«, weinte Teo und griff nach seiner Hand, ohne dass er es merkte.

Teo verließ das Zimmer. Der Hoteldirektor hatte nicht über sie hinweggesehen. Er hatte sie ganz einfach gar nicht gesehen.

Teo war unsichtbar.

Wie konnte das geschehen? Die Zeitung! Vielleicht könnte ihr die Zeitung Aufschluss geben über die Zeitspanne, die ihr fehlte. Sie rannte hinunter zur Rezeption. Der Hoteldirektor war in sein Hauptbuch vertieft. Hinter ihm lag ein Stapel Zeitungen mit rotem Balken: NACHMITTAGS-SONDERAUSGABE!

Leise nahm Teo das oberste Exemplar und ging in die Hotelküche. Obwohl der Zutritt für Kinder verboten war, schrie niemand sie an. Hinter dem Rücken des Chefkochs nahm sie sich ein paar Brötchen und einen Apfel. Dann lief sie nach oben in ihr Zimmer. Es war unverändert, alle ihre Sachen lagen auf dem Schreibtisch, ihre Kleider hingen im Schrank und ihre Bücher lagen neben dem Bett.

Sie goss etwas abgestandenes Wasser aus dem Krug in die Schüssel, wusch sich die Hände und schüttete den Rest weg. Dann machte sie sich hungrig über die Brötchen und den Apfel her. Sie warf sich auf ihr Bett und überflog die Titelseite nach Neuigkeiten über ihr Verschwinden.

Sofort erkannte sie das Foto der großen Backsteinkirche unter der Überschrift:

#### BRAGADINS HAUT AUS GRAB GESTOHLLEN!

Teo las, dass das Grab des venezianischen Helden Marcantonio Bragadin geschändet worden war. Der große Bragadin, wie die Zeitung ausführte, war 1571 nach der Schlacht von Fama-gosta auf besonders grausame Weise von den Türken ermordet worden. Man hatte ihm Nase und Ohren abgeschnitten und ihm bei lebendigem Leib die Haut abgezogen. All diese Qualen hatte Bragadin in noblem und klaglosem Schweigen ertragen. Als er schließlich starb, hatten die Türken seine Haut mit Stroh ausgestopft und waren mit dem Kadaver durch die Stra-

ßen gezogen. Am Ende hatten die Venezianer es geschafft, dem Feind den Körper ihres Helden zu entreißen und ihn in der Kirche Santi Giovanni e Paolo zur letzten Ruhe zu betten. In der vergangenen Nacht jedoch – Welch ein Frevel! – war es einem Eindringling mit übernatürlichen Kräften gelungen, Bragadins Sarg zu öffnen und seine Haut zu stehlen. Als hätte der arme Held nicht bereits genug gelitten!

Die Zeitung druckte das neueste Flugblatt von Signor Rioba ab:

VENEZIANER! BESTEHT IHR ALLE AUS DEMSELBEN FLEISCH UND BLUT WIE SEINE SCHWEINSCHAFT DER BÜRGERMEISTER? WAS GEHT NUR IN EUREN KÖPFEN VOR? FINDET DIE HAUT VON MARCANTONIO BRAGADIN, WENN IHR EURE EIGENE RETTEN WOLLT! ES KOMMEN SCHLIMMERE FEINDE ALS DIE TÜRKEN AUF EUCH ZU! ERINNERT IHR EUCH AN DEN SCHLÄCHTER BIASIO? DEN KANNIBALEN, DER KINDER GESCHLACHTET UND SIE AUF DEM CAMPO SAN ZAN DEGOLÀ ALS EINTOPF VERKAUFT HAT? WIE IHR WISST, WURDEN IHM BEIDE HÄNDE ABGESCHLAGEN, BEVOR ER ZWISCHEN DEN SÄULEN AUF DER PIAZZETTA GEKÖPFT WURDE. ACHTET AUF EURE KINDER, VENEZIANER – ER HAT IMMER NOCH APPETIT AUF SIE!

Der Apfel fiel Teo aus der Hand. Sie schauderte – das war der kopflose Mann gewesen, der aus der Sakristei gekommen war!

Die Zeitung schloss mit den Worten: *»Ungeachtet der Tiraden von Signor Rioba über Türken und Schlächter – niemand hat den Diebstahl der Haut unseres Helden beobachtet. Die Polizei ist ratlos.«*

»Doch, da war jemand!«, dachte Teo. »Aber niemand wird hören können, was ich zu sagen habe.«

Der nächste Artikel handelte von Teo:

*»Teodora Stampara, die vermutlich eine Gehirnerschütterung erlitten hat, wurde zuletzt in der Nacht vom 1. Juni gesehen. Eine Schwester entdeckte das leere Bett und Spuren eines Kampfes. Seltsamerweise hat niemand gesehen, wie das Mädchen das Krankenhaus verließ. In der ganzen Stadt wurden Plakate aufgehängt ... ihre Eltern und die Polizei sind in größter Sorge um ihre Sicherheit. Eventuell leidet sie unter Gedächtnisverlust ...«*

Teo war empört. »Kein bisschen! Ich erinnere mich fast an alles. Die gemeine Krankenschwester, den Brustolon, den Arzt. Und das Buch.«

Was hatte das Buch gesagt, wohin es sie bringen würde? Genau, zwischen-die-Welten der Stadt. War sie irgendwie zwischen-den-Welten gefangen? Und wieso konnte niemand sie sehen? Die Schmerzen, das Fieber – was geschah, wenn man von einer Welt zur anderen wechselte?

Trotzdem: Zwischen-den-Welten hörte sich eigentlich ganz tröstlich an. Teo stellte es sich irgendwie seidig und weich vor, sie selbst sicher mittendrin, wie eine Larve in ihrem Kokon. Außerdem, wenn es denn stimmte, müsste *Der Schlüssel zur geheimen Stadt* in der Lage sein, ihr zu zeigen, wie sie aus der einen Welt *hinaus-* und in die reale Welt *hineinkäme*.

Teo zog das Buch aus ihrer Schürzentasche. Das Mädchen auf dem Einband sah besorgt aus. Teo nickte ihr zu und schlug die Seite auf, die sie in der Nacht im Krankenhaus gelesen hatte. Vorwurfsvoll sagte sie: »Jetzt hilf mir mal! Du hast mich doch in dieses Chaos gestürzt!«

Während sie noch sprach, verschwanden die Worte und auf dem cremefarbenen Papier entstanden leuchtende Bilder, so lebendig wie die Szenerie im Inneren einer geschüttelten Schneekugel.

Lächelnde und schreiende Gesichter waren auf den Seiten zu sehen. Geschichten wie Theaterstücke. Die Sonne ging auf und wieder unter. Parfümierte Senatoren in ihren roten Roben stolzierten über den Markusplatz. Marcantonio Bragadin wurde vor ihren entsetzten Augen gehäutet. Der Dogenpalast brannte und wurde wieder aufgebaut. Maskierte Tänzer, die sich auf Bällen vergnügten. Elegante Salons mit Original-Brustolons. Napoleon eroberte Venedig, die Stimmung in der Stadt war gedämpft. Die Österreicher marschierten ein. Totenstille auf San Marco. Die Stadt wurde belagert, die Gebäude mit Kanonen beschossen. Cholera raffte die Bevölkerung hinweg, in der Luft hing der Gestank des Todes. Totenklagen ertönten. Dann machten sich die Österreicher davon und die Stadt feierte ein Freudenfest ...

Stunden später. Teo schüttelte sich. Ihr Nacken war steif, ihre Beine waren eingeschlafen und die Sonne war untergegangen. Eine Zeit lang hatte sie fast vergessen, in welcher misslicher Lage sie sich befand.

Sie wurde allerdings sofort wieder daran erinnert.

Der Türknapf drehte sich und das bekümmerte Gesicht ihrer Mutter tauchte auf, über das ein feiner Hoffnungsstrahl huschte.

Ihr Vater sagte nachdrücklich: »Nein, Leonora, quäl dich doch nicht so.«

»Du hast recht, Alberto«, antwortete Teos Mutter mit sehr

leiser Stimme. »Sie ist nicht hier. Aber ich musste es einfach überprüfen. Mach mir keine Vorwürfe. Sieh mal, das Zimmermädchen hat einen Apfelgribsch auf den Fußboden geworfen!«, fügte sie missbilligend hinzu.

Teo klappte das Buch zu, legte sich wieder hin und spürte das Gewicht des Buchs warm und tröstlich auf ihrer Brust. Sie kämpfte mit den Tränen.

Wie konnte sie mit ihren Eltern in Verbindung treten und ihnen erklären, dass sie vollkommen in Sicherheit war, nur leider unsichtbar, und das hoffentlich nur vorübergehend?

»Aber bin ich wirklich vollkommen in Sicherheit?« Teo zwang sich, dem erschreckenden Verdacht, der sie schon den ganzen Tag gequält hatte, ins Auge zu sehen.

Dem Verdacht, dass sie gestorben war.

»Ich bin im Krankenhaus gestorben«, flüsterte sie vor sich hin. »Deshalb kann mich niemand sehen. Deshalb bin ich auf dem Friedhof auf einem Grab wach geworden. Es ist mir gar nicht in den Sinn gekommen zu lesen, was da stand. War das mein Name auf dem Grabstein?«

Teo erinnerte sich an die Beerdigungsgondeln mit den Kindersärgen auf dem Canal Grande. Der Doktor hatte von zu vielen kranken Kindern gesprochen, von zu vielen Fällen von Fieber. Der kleine Junge mit dem kahl geschorenen Kopf und der schwarzen Beule im Nacken – was hatte er gehabt? War sie ebenfalls ein Opfer der Krankheit, an der die Kinder von Venedig starben? Oder war es der Brustolon ... konnte er ...? Hatte der Bürgermeister befohlen, sie heimlich zu begraben? Sodass nicht mal ihre Adoptiveltern davon wussten?

War es möglich, dass der Bürgermeister von Venedig so niederträchtig war? So grausam? Teo rief sich das glatte Gesicht ins

Gedächtnis, den üppigen schwarzen halbmondförmigen Schnurrbart. Ganz sicher war er *aalglatt*.

Bei dem Gedanken, dass ihr Leben beendet sein könnte, bevor es richtig begonnen hatte, wurde Teo von Kummer überwältigt. Die Tränen rollten ihr die Wangen hinunter aufs Kissen. Dann fuhr sie mit einem Schrei hoch. »Wenn es nicht der Brustolon war, bin ich dann von dem Schlächter Biasio umgebracht worden? Er hat Appetit auf Kinder! Das hat Signor Rioba jedenfalls behauptet. Aber wie kann ich dann tot sein?«

Ihre Gedanken überschlugen sich.

Verwirrt zu sein war besser als tot zu sein. »Ich bin doch noch am Stück und nicht zerschnippelt für einen Eintopf! Aber wenn ich nicht tot bin, was bin ich denn dann? Eine Art lebender Geist?«

Eine der großen, böartigen Möwen stieß plötzlich vor ihrem Fenster einen triumphierenden Schrei aus. Wahrscheinlich hatte sie ein hilfloses Opfer gefunden.

*Der Schlüssel zur geheimen Stadt* begann in ihrer Hand zu zittern. Das Mädchen auf dem Einband legte ihre Hände zu einer bittenden Geste zusammen.



4. Juni 1899

**T**eo begann ihr neues Leben als Geist.

Sie übernachtete weiterhin in ihrem Hotelzimmer. Aber ihren Eltern zu folgen, die alle Straßen und Märkte nach ihr absuchten, jedem ihr Foto zeigten, eindringliche Fragen stellten, Hände schüttelten und den Leuten hoffnungsvoll in die Augen schauten, stellte sich einfach als zu schmerzhaft heraus.

Zurück im Hotel, schrieb sie ihnen einen Brief und erzählte, was passiert war. Doch als sie die Seite beendet hatte, verschwand die Schrift. Sie trug ihre Kleider ins Zimmer ihrer Eltern und legte sie aufs Bett. Aber als sie in ihr Zimmer zurückkam, hingen sie wieder im Schrank. Mit dem Rasierpinsel ihres Vaters schrieb sie eine seifige Botschaft auf den Spiegel. Ihre Worte »Mamma! Papà! Ich bin ...« lösten sich auf, bevor sie getrocknet waren.

So schlimm das alles auch war – noch schlimmer fühlte sich ihr leerer, hungriger Bauch an. Unbemerkt stellte sie sich in der Hotelküche, als der Küchenchef gerade in der Kühlkammer beschäftigt war, eine ziemlich ausgefallene Mahlzeit zusammen,

bestehend aus einer erst halb fertig gebackenen Pastetenkruste, rohen Erbsen und gedünsteten Birnen.

»Übernachtung und Essen sind im Voraus bezahlt worden«, führte sie zu ihrer Verteidigung an, als der Küchenchef wegen des großen Lochs in der Pastete ein Riesengeschrei anstimmte.

Nachdem sie gegessen hatte, ging Teo in ihr Zimmer und versuchte, sich über ihre Situation klar zu werden. »Es gibt für alles Regeln«, dachte sie vernünftig. »Ich muss nur lernen, welche jetzt für mich gelten.«

Denn so viel hatte sie bereits verstanden: Niemand, der sie kannte, konnte sie sehen oder hören. Sie warf keinen Schatten. Und alles, was sie in die Hand nahm, ob es ein Apfel war oder ein Glas Wasser, wurde für alle anderen unsichtbar, obwohl Teo selbst diese Dinge ganz genau sehen konnte.

Nach ein paar schmerzhaften Versuchen begriff sie, dass sie *nicht* durch Wände oder geschlossene Türen gehen konnte. Auch konnte sie nicht fliegen wie ein Engel, sie konnte nicht einmal fünf Stufen auf einmal hinunterspringen, wie ein paar böse Schrammen auf ihrem Knie bewiesen. Sie konnte auch nicht durch die Kleidung anderer Menschen sehen, was vielleicht auch besser war. Aber sie konnte immer noch die Worte, die sie sprachen, über ihren Köpfen sehen. Mithilfe von dem *Schlüssel zur geheimen Stadt* probierte sie all ihre ehemaligen Fähigkeiten aus. Sie konnte immer noch verkehrt herum lesen und sich ganze Seiten aus Büchern merken, so als hätte sie den entsprechenden Text fotografiert.

»Genau als wenn ich noch am Leben wäre«, dachte sie.

Und genau, als wenn sie noch am Leben wäre, hatte Teo immer noch Hunger und Durst, wurde müde, schwitzte, langweilte sich, war besorgt oder ärgerlich.

»Außer dass ich für niemanden mehr da bin«, flüsterte sie traurig vor sich hin. »Außer dass ihnen in meiner Gegenwart ein bisschen kalt wird. Und warum flüstere ich eigentlich? Mich hört doch keiner!«

An diesem Nachmittag strömte sie ziellos durch Venedig und versuchte zu vergessen, was ihr zugestoßen war. Es half tatsächlich. Die immer wieder neuen Anblicke linderten den Schmerz minutenlang.

Natürlich hatte sie einen Führer. *Der Schlüssel zur geheimen Stadt* lehrte Teo jetzt *andar per le Fodere*, zwischen-den-Welten zu gehen, wie ein echtes venezianisches Kind.

*Hier links abbiegen, sagte das Buch. Jetzt nach oben schauen ... An dieser Stelle kamen die Piraten an Land, um unsere Frauen zu stehlen ... Das ist der Palast, wo der Teufel in Gestalt eines Affen ein Loch in die Wand geschlagen hat ...*

Immer wenn sie umblätterte, erwachten die Stadtpläne zum Leben: Nacheinander leuchteten die Straßen auf, um ihr zu zeigen, wie sie an ihr Ziel kam. Außerdem steckten Papierschnipsel im *Schlüssel zur geheimen Stadt* und neben kleinen Fingerabdrücken gab es auch alte verblichene Bonbonpapiere und sorgfältig ausgeschnittene, vergilbte Zeitungsannoncen.

»Wenigstens ein venezianisches Kind hat schon ausgiebig Gebrauch von diesem Buch gemacht«, vermutete Teo. Das Mädchen auf dem Einband lächelte, bevor sie ihre Augen wieder taktvoll niederschlug.

*Der Schlüssel zur geheimen Stadt* schien Teos Gedanken lesen zu können. Kaum hatte sie beispielsweise gedacht: »Wo mag Marco Polo wohl gewohnt haben?«, erschien der kürzeste Weg zur Corte del Milion auf der Seite. Wenn sie Hunger verspürte, zeigte ihr *Der Schlüssel zur geheimen Stadt* nicht nur den Weg

zur nächsten Konditorei, sondern verströmte auch noch den köstlichen Duft des besten Kuchens, zusammen mit einem Bild und einer Beschreibung, sodass sie genau wusste, wonach sie greifen musste.

»Das ist kein Diebstahl«, sagte Teo zu sich selbst, wenn der Konditor sich beim Anblick der Lücke auf dem Backblech ratlos den Kopf kratzte. »Es ist eher ... eine Übung.«

Doch in der Bäckerei auf San Barnaba, wo Teo sich ein heißes Butterbrötchen vom Blech nahm, schrie der junge Bäckerlehrling sie an: »He du! Lass das!«

»Du kannst mich sehen?«, keuchte Teo.

»Ich sehe eine Diebin«, schimpfte der Junge.

»Bist du ... etwa auch ein Geist?«, fragte Teo.

»Und du, bist du verrückt?«, antwortete er und griff nach ihrem Arm.

Erschrocken riss Teo sich los.

Der Bäcker tauchte hinter seinem Lehrling auf. »Sprichst du wieder mit dir selbst, du Schwachkopf?«, sagte er und gab dem Jungen eine Ohrfeige.

Teo lief weg und hatte wieder etwas gelernt. *Kinder* konnten sie sehen. Und schienen keinerlei Unterschied zwischen ihr und sich festzustellen.

Ein weiterer Gedanke schoss ihr durch den Kopf. Vielleicht waren es nur *venezianische* Kinder, die sie sehen konnten? *Das* war etwas, das sie bei Maria ausprobieren konnte. Und falls Maria sie auch sehen konnte, dann könnte Teo sie bitten, ihren Eltern zu erklären, was passiert war, jedenfalls soweit es überhaupt erklärbar war.

Und dann fiel Teo auf, dass sie Maria seit ihrem ... »Unfall« ... nicht ein einziges Mal mehr gesehen hatte. Wie war es mit Ma-

ria weitergegangen? War sie mit dem jungen Mann mit dem zu perfekten Aussehen zusammen?

Teo seufzte. Ob Maria ihr überhaupt helfen würde? Genauso gut könnte sie ein Schwein bitten, eine Algebraaufgabe zu lösen. »Kann nicht« und »will nicht« waren Marias Lieblingswörter, es sei denn, es handelte sich um etwas, mit dem sie sich bei ihrer Clique beliebt machen konnte. Teo vertiefte sich wieder in ihr Buch und seine tröstlichen Ablenkungen.

Den ganzen Tag über hatte sie den Dialekt so schnell aufgesogen, wie sie konnte. Sie lauschte hemmungslos. Da sie niemanden hatte, mit dem sie üben konnte, sprach sie die ganze Zeit Dialekt mit sich selbst. Ihr Trick mit Latein und Französisch funktionierte wunderbar und bald fand sie es relativ einfach, venezianisch zu sprechen und zu denken.

Als sie jedoch in einem Buchladen ein kleines Wörterbuch stahl, wurde sie ganz schnell wieder an ihren Platz verwiesen. Derselbe blonde Junge, den sie in der altertümlichen Buchhandlung an der Miracoli gesehen hatte, stand urplötzlich neben ihr. Also hatte sie ihn sich doch nicht nur eingebildet! Er starrte auf die Ausbuchtung in ihrer Tasche, wo das geklaute Wörterbuch steckte, und murmelte: »Was kann man von einer *Fremden* schon erwarten?«

Er war genauso elegant gekleidet wie beim ersten Mal, mit einer anderen Leinenweste, blank polierten Stiefeln und einem gestärkten weißen Hemd. Wenigstens verpetzte der venezianische Junge sie nicht beim Ladeninhaber. Und seine Reaktion bestätigte ihre Theorie: Für Kinder war sie kein Geist, sondern nur ein anderes Kind, zwar irgendwie minderwertig, aber nicht außergewöhnlich.

Vor der Buchhandlung zuckte sie zusammen, als sie ein wei-

teres MÄDCHEN-VERMISST-Plakat an einem Laternenpfahl neben dem Kanal hängen sah. Schnell überprüfte sie ihr Spiegelbild im Schaufenster der Buchhandlung.

Sie glich der ordentlichen kleinen Person auf dem Plakat kein bisschen mehr. Inzwischen sah sie aus wie ein Straßenkind, das von Wölfen in den Wald verschleppt worden war.

»Brauchst dir keine Sorgen machen, kleine Teodora, machst deinem Namen alle Ehre«, sagte eine heisere Stimme tröstend. Teo drehte sich um, aber außer einem kleinen Wasserkräuseln in dem stillen Kanal war nichts zu sehen.

Ein heißer Windstoß wehte ihr ein Stück Papier um den Knöchel. Es war das neueste Flugblatt von Signor Rioba.

Teo nahm das Flugblatt mit ins Hotel, wo sie es zusammen mit den Zeitungen, die sie aus dem Papierkorb des Hoteldirektors gezogen hatte, las.

Neben den sprudelnden Brunnen, den Geisterglocken, der Flut und den Haien gab es ein neues Problem, dieses Mal mit der Straßenbeleuchtung von Venedig. Neuerdings fingen jede Nacht die Gaslaternen an zu flackern, bevor sie langsam erloschen. Alle Experten im gesamten Veneto waren dazu befragt worden, trotzdem gingen Nacht für Nacht, direkt nach zehn Uhr, die Laternen aus und die Stadt versank in pechschwarzer Dunkelheit.

Selbst Handlaternen schienen von der geheimnisvollen Macht, die die Gaslaternen zum Erlöschen brachte, betroffen zu sein ... sie leuchteten nie lange und gingen meistens in dem Moment aus, wenn die Leute Brücken überquerten oder neben einem Kanal herliefen. Jedes Mal wenn jemand vom Weg abkam, war aus dem dunklen Wasser ein unheilvolles Klatschen zu hören.

Die Zeitungen waren voll davon – ohne seine zuverlässigen Gaslaternen war die STADT IN DIE KNIE GEZWUNGEN. Eine noch größere Sensation war das geisterhafte Licht in dem Palast Ca' Dario, der im Ruf stand, das spukigste Haus in ganz Venedig zu sein.

Ca' Dario war ein riesiges Ungetüm von einem Palazzo, der sich scharf nach rechts geneigt unmittelbar am Canal Grande befand. Auf dem Dach standen trichterförmige Schornsteine wie Ansammlungen von Giftpilzen. Der Palast war unbewohnt, seit der letzte Besitzer sich umgebracht hatte, was nur der jüngste in einer Reihe mysteriöser Todesfälle gewesen war. Kein Venezianer würde freiwillig das gruselige Haus betreten, nicht einmal die Rattenfänger der Stadt. Nicht einmal die Ratten selber. Im *Schlüssel* hatte Teo gelesen, dass diese riesigen, furchtlosen Geschöpfe auf Venezianisch *Pantegane* hießen.

Signor Rioba hatte zu diesem Thema einiges zu sagen. »HÜTET EUCH VOR DEM CA' DARIO! AUS DIESEM PALAST KOMMT NUR BÖSES. BÖSES UND KRANKHEIT. UND TOD. OH, IHR KÖNNT DIE ANZAHL DER LÜGEN NICHT ZÄHLEN, DIE MAN EUCH AUFTISCHT. ZAHLREICHER ALS DIE HAARE AUF DEM KOPF DES ARMEN GEHÄUTETEN MARCANTONIO BRAGADIN. ZAHLREICHER ALS DIE HAARE IN DER NASE EURES BETRÜGERISCHEN BÜRGERMEISTER-PAVIANS.«

Der Polizei wurde befohlen, die Türen aufzubrechen, um herauszufinden, woher das seltsame Licht im Inneren des Ca' Dario stammte. Selbst *sie* schoben es auf die lange Bank, erfanden Ausreden über zu viel Arbeit und zu viele Protokolle, bis die Zeitungen sie als Feiglinge brandmarkten. Schließlich brach ein Aufgebot von nicht weniger als dreißig nervösen Polizisten

die Tür auf. Abgesehen von herumwanderndem Mondlicht, einem Stapel Ebenholz, einem großen Bottich mit Farbe und einem Haufen Elefantenstoßzähnen fanden sie nichts.

In der Zwischenzeit hatte der Bürgermeister, der sich für so etwas wie einen altmodischen Intellektuellen und einen Dichter hielt, einen Brief an die Presse geschrieben.

Teo überflog die gedrechselten Sätze: »Das kollektive Gedächtnis der Stadt hat sich das Lichtphänomen in Ca' Dario nur eingebildet ... architektonischer Geniestreich ... Jeder einzelne der trichterförmigen Schornsteine ist eine augenähnliche Öffnung, durch die das natürliche Licht des Vollmondes nach unten dringt ...«

»Wovon redet er da?«, dachte Teo irritiert. Sie selbst hatte Ca' Dario im Dunklen leuchten sehen. »Wenn das natürliche Mondlicht sein soll, dann bin ich ein Eisbär!«

Der Minister für Tourismus und öffentliche Moral hatte das Thema ebenfalls aufgegriffen: »... Zeit, all den alten Aberglauben Ca' Dario betreffend über Bord zu werfen ... kein Ort des Bösen ... der Leuchtturm der Stadt bei den augenblicklichen kleinen Problemchen. Brava Ca' Dario! ... *noch mehr* Touristen ermutigen, nach Venedig zu kommen und unser herrliches Ca' Dario im Mondlicht zu bewundern. Übrigens, wer immer so tut, als wäre er Signor Rioba, ist ein Unruhestifter und ein Clown. Wir sind ihm auf der Spur.«

»Ach wirklich?«, schnaubte Teo. Der Bürgermeister hatte etwas an sich, das sie mit den Zähnen knirschen ließ. »Und warum sucht ihr nicht lieber nach Marcantonio Bragadin?«

Ein weiteres, nach Fisch riechendes Flugblatt von Signor Rioba wütete: »SEID AUF DER HUT, VENEZIANER! SEID IHR ALLE VOM WILDEN AFFEN GEBISSEN WIE EUER

BÜRGERMEISTER, DER DIE UNVERSCHÄMTHEIT BESITZT, EUCH ZU VERSICHERN, DASS ALLES IN ORDNUNG IST? NICHTS ALS PURES, DESTILLIERTES NARRENGEWÄSCH! EUER ALTER FEIND IST WIEDER DA, DESSEN BOTSCHAFTEN VON EUREM BÜRGERMEISTER VERBREITET WERDEN. CA' DARIO IST EIN ZEICHEN. BEACHTET ES, SOLANGE IHR ES NOCH KÖNNT. DIE ZEIT LÄUFT AB.«

Alter Feind? Das war neu.

Beim Entziffern des Textes war Teo schwindlig geworden. Ihr war übel und der Kopf tat ihr weh. Es war schwer, nahrhafte Dinge wie pochierte Eier oder gekochte Krabben zu stehlen, die ihr durch die Finger rutschten und auf den Boden fielen, was den Hotelkoch zu schrecklichen Flüchen veranlasste. Eine Diät aus Kuchen und Obst schwächte ihren Körper und verwirrte ihren Kopf.

»Was würden meine Eltern tun, damit es mir besser geht?«, dachte sie traurig. Die Antwort war nicht besser: Teo verarztete sich mit Doktor Dimoras Nerven-Pabulum-Pillen, die sie mit einem Schluck saurem Scharbockskrautgeist aus der Morelli-Apotheke am Rialto hinunterspülte. Die einzige Wirkung war, dass sie sich noch benommener und geschwächerter fühlte als vorher.

Mittlerweile war sie so deprimiert, dass sie sich fast danach sehnte, Maria zu sehen. In diesem elenden Gemütszustand machte sie sich auf den Weg zu Marias Zimmer. Niemand reagierte auf ihr Klopfen. Sie öffnete die Tür und schnappte nach Luft. Obwohl es mitten in der Nacht war, war Marias Bett leer und unbenutzt. Ein braunes Insekt krabbelte auf hundert kleinen Beinchen über den Boden.

Teo ging zurück in ihr Zimmer. Sie stellte sich ans Fenster und starrte hinaus auf das dunkle Wasser, das nur von ein paar einsamen Sternen beschienen wurde. Eine Prozession von Beerdigungsgondeln glitt leise über den Canal Grande, jede mit einem herzerreißend kleinen Sarg an Bord.